

Franziska Greising

AM LEBEN

Roman



ZYTGLOGGE

FRANZISKA GREISING
AM LEBEN

Franziska Greising

AM LEBEN

Roman

ZYTGLOGGE

Mit freundlicher Unterstützung von:

KANTON LUZERN
Kulturförderung
SWISSLOS



© 2016 Zytglogge Verlag, Basel

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Angela Fessler

Coverfoto: United States Holocaust Memorial Museum,
courtesy of Sebastian Steiger

Gesetzt aus: Frutiger LT Std, Garamond Premier Pro, Palatino LT Std

ISBN: 978-3-7296-0913-6

eISBN (ePUB): 978-3-7296-2094-0

eISBN (mobi): 978-3-7296-2095-7

E-Book: Schwabe AG, www.schwabe.ch

www.zytglogge.ch

Inhalt

Wie schön heute die Kinder aussehen

Wie Zucker und Salz

Wenn es soweit ist

Chaim

Nachtgespräch

Inge

Hava Narisha

Das Radio

Rose kann Europa nicht retten

Bronia

Das Piano

Als gäbe es nur den Wind

Sechzehn

Weihnachten

2. Teil

Macht der Verhältnisse

Überfall

Le Vernet

Macht und Ohnmacht

Spionage

Die Deutschen sind schließlich ein hochkultiviertes Volk

Glarus

Schicksal, du räuberisches

Ich will Feindschaft setzen (1. Buch Moses)

Zäune. Schnee. Silvester

Als redeten sie über eine zugelaufene Katze

Kurzschluss

Nicht ohne Seitenblick auf den braunen Nachbarn

Wie es weitergeht

Sich eine Vorstellung machen - Epilog

Über das Buch

Über die Autorin

Wie schön heute die Kinder aussehen

Juri fiebert, es ist Sommer. Und an der Decke hockt ein winziger Punkt. Oder hat er den im Auge? Nein, dort ist was. Eine kleine Spinne vielleicht. Und wenn sie herunterkommt, auf ihn herunter? Ihm übers Gesicht läuft? In seine Nase spaziert? Sie bewegt sich. Schon wieder. Oder ist da oben kein Punkt, keine Spinne, schwimmt ihm bloß ein Stäubchen im Auge?

Eine Frau tritt ein. Es ist nicht Mama, nein, Mamas Schuhe klingen anders. Und es sind nicht die vertrauten Wände, auch das Bett, in dem er liegt, nicht das seine, nichts ist vertraut hier, und schnell ist sie bei ihm, zwischen den Reihen der Betten ihr Gesicht, um das Gesicht ein Kranz aus Kraushaar, ganz hellem Kraushaar, das Sonnenlicht scheint hindurch. Die Frau deckt Juris Bett auf.

- So, sagt sie, der Wickel wäre fällig, junger Mann. Zieh dich aus, sagt sie, oben, nur oben.

Über ihrem Unterarm hängt eine dicke Wolldecke. Jetzt bemerkt er das Paket, das sie auf einer Hand balanciert wie ein flaches Brot frisch aus dem Ofen, es riecht nach Wiese, nach Sommer. Sie legt das heiße Duftpaket auf seine mageren Rippen.

- Es brennt, ah es brennt.

Sie entfernt es wieder, trägt es im Zimmer herum, schwenkt es ein wenig und legt es von neuem auf.

- Geht's?, fragt sie, ein bisschen heiß muss es schon sein, sagt sie, weil dadurch der Husten weggeht und du besser atmen kannst. Bald springst du wieder mit den anderen draußen herum.

- Glaubst du, ich darf dann beim Seilziehen dabei sein?
- Aber ja, mein Kleiner, aber ja.

Um die Brust das heiße, feuchte, duftende Tuch. Darum herum die Wolldecke, dann ein Federbett bis unters Kinn gezogen und ein zweites obendrauf. Die Frau schließt das Fenster, Licht scheint von draußen durch ihr Haar, er zieht den mageren Brustkorb ein, der Wickel bewegt sich mit. Duft nach Sommerwiese.

Kein Ton ist mehr zu hören von draußen, auch nicht vom Innern des Schlosses, seinen Kammern und Stuben, seinen hohen Räumen. Es ist ein großes Schloss. Dennoch hat er sich Schlösser bisher anders vorgestellt. Mit Wimpeln, Türmchen, goldenen Treppenlufen, mit Fanfaren am Tor und Stallungen mit weißen Pferden. Es ist kein König da, keine Königin, auch keine Prinzessin oder ein Prinz. Weder liegt er im Himmelbett noch auf sieben Matratzen oder in seidenen Tüchern. Sie bewegt sich. Schon wieder. Verschwindet. Ist wieder da. Oder gibt es da oben keine Spinne, schwimmt ihm bloß ein Stäubchen im Auge?

Er hatte auf Kartoffelscken geschlafen, und die Läuse waren auf ihm herumgelaufen, und wie Atmen oder Pinkeln war da von früh bis spät auch das Suchen nach etwas Essbarem gewesen. Er hatte vergessen, dass es auch ein Leben gab ohne diese Pein. Das war, bevor sie Mama geholt hatten, bevor Mama ihm hinter den Stäben zugewinkt hatte, bevor sie etwas rief, was er nicht verstand, bevor sie ihn einer Frau in die Arme gedrückt, trotz seiner Tränen, seiner Halsstarrigkeit einer fremden Frau in die fremden Arme gedrückt hatte, bevor ein Soldat ihr einen Stoß gab, und sie hinfiel.

Juri hatte gewartet, dass sie zurückkommt, sie war nicht gekommen, man hatte ihn in dieses Haus gebracht, dieses

Schloss mit den vielen Kindern, die er nicht kannte, wo er Tage und Nächte hindurch weinte und keine Ruhe finden konnte, weil er nicht wusste, was Mama ihm zugerufen hatte, damals, bevor sie sie hinaufstießen in den Zug.

Und wenn die Spinne herunterkommt, wenn sie entlang eines Fadens auf ihn heruntersaust? Er ist eingepackt, und sie läuft ihm übers Gesicht?

Mama wischt mit der Hand die Spinnfäden fort lächelt entfernt sich winkt zwischen den Stäben sagt etwas er versteht nicht sie lächelt wird klein winzig klein winkt Mama hört er sich rufen Mama es rattert rattert er hat Angst runterzufallen aufs Geleise die langen unendlichen Schienen ich will raus ruft er raus.

Eine Hand berührt seine Stirn. Er schlägt die Augen auf und schaut in lauter Bubengesichter. Der eine richtet seinen Blick etwas verstört auf ihn herunter, eigene Alpträume erinnernd, die ihn in Angst versetzt hatten. Andere scheint es zu grausen vor dem tränennassen Gesicht, ohne Erbarmen war ihnen beigebracht worden, dass ein Junge nicht weint, und geglaubt hatten sie's, jetzt sehen sie einen Jungen vor sich, dem das Weinen hinterrücks gekommen war, im Schlaf. Diese Kinder wandern alle in den Trümmern ihrer Kindheit, wenn sie schlafen, sie wissen, wie Träume einen erschrecken können.

Einer sagt: Der fiebert, Rose soll kommen.

- Hast du Fieber, hast du geträumt?, fragt einer der Großen, und zu den andern sagt er: Es war bloß ein Traum. Doch will er damit die Träume nicht kleinmachen. Denn ein Traum ist keine Krankheit, ist kein Gendarm, will er ihnen klarmachen, und es ist nicht wahr, was die Erwachsenen sagen, dass ein rechter Junge nicht weint. Der Traum will

bloß den Schutt des Lebens beiseiteschaffen, damit der nicht die Brücke verschüttet, über die man in die Zukunft kommt. Wenn wir aber weinen und uns herumwerfen im Traum, so bedeutet dies, dass uns manch ein Brocken noch zu schwer ist und wir noch viele Träume träumen müssen. So oder ähnlich hatte einmal jemand zu ihm gesprochen. So oder ähnlich. Jemand. Irgendjemand. Früher. Anderswo.

Also bloß ein Traum, denkt Juri, bloß ein Traum, auch wenn sein ganzer Körper zittert. Er lächelt dem großen Jungen zu, Jacques heißt er und ist sein Freund. Jacques ist schon fast erwachsen, glaubt Juri. Und am Anfang, als Juri jeden Morgen ein nasses Bett gehabt hatte, da durfte er bei Jacques schlafen, im warmen Bett, im Zimmer der großen Buben. Und das Laken war trocken geblieben.

Die Frau tritt wieder ins Zimmer, die Jungen machen sich aus dem Staub.

- Wir nehmen jetzt den Wickel ab, sagt sie und löst die vielen Tücher von den mageren Rippchen.

- Erzähl von Afrika, bettelt er. Wenn sie erzählt, kann er sich mit ihr davonmachen. Das Gefühl, dass ihm was Wichtiges verlorengegangen sei, schwindet beim Zuhören. In Roses Afrika kennt er sich schon halbwegs aus.

- Afrika, beginnt sie, ist voller Geräusche. Besonders nachts hörst du sie, denn am Tag ist viel zu tun, verstehst du. Die Leute reisten weit, manche liefen Tage, um zu uns zu kommen mit ihren Nöten und den kranken Kindern. Und dann hatten sie ihre Kochtöpfe dabei, und es wurde gekocht und geplaudert und gestritten. Auch gesungen, viel gesungen. Wir wohnten und arbeiteten in einem Haus auf Stelzen. Aus dünnen Wänden ohne Treppenhaus, du kamst durch die Tür gleich mitten hinein, man schlief unter

weißen Netzen. Um uns herum standen hohe Bäume, von denen ich noch nie gehört hatte. Mangos, Ölpalmen und jene Apfelbäume, die uns hier fremd sind. Ich wollte einen der Äpfel anbeißen, hob ihn auf und biss hinein. Pfui Teufel, sagt sie, und der kleine Juri lacht, als er sieht, wie sie das Gesicht verzieht.

- Erst wenn man die Äpfel kocht, schmecken sie. Und die Vögel saßen dort und riefen den ganzen Tag. So große Vögel wie, ich weiß nicht, wie du etwa. Auch nachts gab es Geräusche, andere als am Tag. Und unten vom Fluss Ogowe hörte ich jede Woche das Dampferchen heranpusten. Und ich hörte die Leute in ihren Ruderbooten, wie sie herüberlärmten, und wie jene, die am Ufer warteten, sie mit Getöse willkommen hießen. Viele der Kranken reisten in schmalen Kanus herbei und brachten ihre Verwandten oder Nachbarn mit. Stets kochte irgendwer für seinen Kranken und die Familie des Kranken, und es duftete den ganzen Tag nach Essen. Sie haben alles dabei, was sie tagtäglich brauchen, ihre Bodenmatten zum Schlafen, ihre Kisten mit den Töpfen zum Kochen und das ganze Drum und Dran. Auch ich war mit dem Dampferchen gekommen. Und die Leute standen alle am Ufer, wie sie es immer tun, wenn angelegt und ausgeladen wird, und empfingen mich staunend, auch ein wenig scheu. Dem Doktor jubelten sie zu, umringten ihn und beschenkten ihn.

- Gab es keine gefährlichen Tiere im Fluss?, fragt er. Krokodile?

- Flusspferde. Riesig, sag ich dir, sie verschlucken ganze Häuser mit einem einzigen Schnappen. Und dabei haben sie oben auf dem Schädel zwei enorme Augen und nur zwei winzige Mäuseöhrchen.

Als sie sieht, wie Juri angstvoll die Augen aufreißt, bricht sie ab.

- Nein, mein Kleiner, nein, das war nur Spaß. Aber sie hatte die Verletzungen gesehen, die diese Flussriesen den Menschen beibringen, wenn die Boote zu nahe kamen. Sie hoben die Kanus auf ihre Rücken, ließen sie kentern und griffen die Flüchtenden an. Aber darüber schweigt sie. Es ist keine Geschichte für einen kranken Jungen, dessen eigenes Lebensschiffchen bereits gekippt ist. Oder könnte es ihn stärken, zu erfahren, dass überall auf der Welt Gefahren sind und dass Afrika nicht das Paradies ist? Darüber, beschließt sie, muss ich erst nachdenken.

- Und Krokodile, hast du Krokodile gesehen?, beharrt er.

- Hab ich nicht, nein.

- Und Elefanten, hast du Elefanten gesehen?

- Die rückten abends an, antwortet sie, und saugten Tonnen von Wasser mit ihrem Rüssel ein, sie bogen ihn nach hinten und spritzten sich den Ogowefluss über die Rücken. Die Elefantenbabys trotteten zwischen den vielen Beinen umher. Du weißt ja, wie groß die Tiere sind, oder?

- Ist das nicht gefährlich für die Babys?

- Nie wird eines zerdrückt. Die Kleinen trinken und spritzen, wie sie es den Großen abgeguckt haben, und grummeln fröhlich dabei, sie sind so süß. Aber jetzt schlaf noch ein Stündchen, ja?

- Und was war mit den Moskitos?

- Die Moskitos?

- Ja, und mit den schlimmen Fliegen?

- Erzähl ich dir ein andermal.

- Und hattet ihr Moskitonetze?

- Ja, auch Moskitonetze. Aber, sag, woher weißt du so viel über Afrika?

- Mein Onkel. Er ist Afrikaforscher.
- Dann werden wir uns noch viel über Afrika zu erzählen haben, wir beide. Und jetzt schlaf noch ein bisschen, mein Kleiner, schließt sie, ich muss weiter nach dem Rechten sehen. Werd' bald gesund. Ich komme wieder.

Die Frau mit der weißen Schürze hält einen Moment inne. Sie schaut aus einem der großen Fenster zum Gemüsegarten mit den Stangenbohnen, dem ausufernden Kürbis, dem Lauch, den Zwiebeln und dem filigranen Kraut der Karotten hinunter, sieht zwischen den Beeten das eine oder andere Kind sich aufrichten und Haar oder Schweiß aus dem Gesicht streichen. In Roses Rücken kreuzen sich die Schürzenbänder, die sie mittels Knopf rutschfest am Taillenband befestigt hat. Die Enden des Taillenbandes bilden eine großzügige und korrekt sitzende Schleife, die sie mit ein paar eingeübten Griffen geschlungen hat. Sie lächelt. Im Mai vor einem Jahr sah sie diese Kinder zum ersten Mal. Kahlgeschoren, von Läusen geplagt, Arme, Münder und Nasen von Hungereckzemen besetzt. Viel zu dicke Bäuche, viel zu magere Gesichter. Sie erinnert sich, wie der Anblick der fauligen Kartoffeln fürs Abendessen ihren Widerwillen erregt hatte, und wendet sich, immer noch lächelnd, vom Fenster ab. Wie schön heute die Kinder aussehen! Gegen den einen ihrer Feinde, den Hunger, hat sie gewonnen.

Beim Verlassen des Raumes fällt ihr Blick wie schon oft auf das geheimnisvolle Röhrchen in der oberen rechten Ecke des Türrahmens. Es hängt dort, seit die Jungs in diesen Schlafsaal eingezogen sind. Letztes Jahr im Juni war es, die Zikaden tobten vor den Fenstern, und Mädchen wie Jungen hatten sich ausgelassen vor Freude über die

sauberen Laken und Kopfkissen, die hier auf sie warteten, auf die Betten plumpsen lassen, wieder und wieder. Miguel Palau, ein spanischer Flüchtling aus der Zeit des Bürgerkriegs, hatte die Betten unter Mithilfe der größeren Knaben für alle gezimmert. Sie vermutete einen der üblichen Scherze, als sie eines Abends nach dem Zubettgehen der Jungs das längliche Ding bemerkte. Die einen legten beim Eintreten ihre Fingerspitzen an die Lippen und hernach an das Röhrchen. Rose wollte schon danach greifen, schreckte aber zurück, als sie auf der Oberfläche das seltsame Zeichen sah. Auf die Frage nach dem Sinn dieser kleinen unauffälligen Geste hatte sie ein verlegenes Kichern als Antwort bekommen. Jacques aber erklärte, das sei die Mesusa, ging hin und zog eine kleine Schriftrolle heraus. Sie war mit ein paar Worten in fremder Schrift bekritzelt. Rose bestand darauf, zu wissen, was auf dem Papier stehe. Jacques gab zur Antwort, es sei ein kurzer Text aus der Thora.

- Aha, hatte sie geantwortet, und was bedeutet das Zeichen an dem Röhrchen?

- *Allmächtiger* besage das Zeichen, wurde sie mehrstimmig und in den verschiedensten Tonlagen von den Betten her belehrt, und schütze den Raum vor schlechten Gedanken und Taten. Den größeren der Jungen würde schon bald die Stimme brechen. Und im Übrigen, hatte Jacques ergänzt, sei in einem traditionellen jüdischen Haushalt an jeder Tür eine Mesusa zu sehen. Für sie alle also ganz normal. Wer sie angebracht hatte, brauchte Rose nicht zu wissen. Hingegen hätte sie gerne gehört, wer sowas herstellt. Da lachten die Kinder, es gefiel ihnen, dass sie allein es waren, die die Antwort kannten. Sonst wusste diese Rose immer in allem Bescheid. Schreibgerät und

Tinte dürfen kein Metall enthalten, wurde sie aufgeklärt, daher käme nur ein Berufsschreiber in Frage.

- Dann hat jemand von euch die Mesusa mitgebracht? Und bei sich selber schwor sie, dieser Mesusa Sorge zu tragen. Sie sollte diese Kinder beschützen.

Wie Zucker und Salz

Als Rose im Mai vor einem Jahr ihre Stelle bei diesen Kindern antrat, lebten sie in einem Ziegenstall bei Seyre. An den Rand Europas gespült, Strandgut, sich selber überlassen. Sie sei kaum aus der Ruhe zu bringen, hatte sie geglaubt. Das Leben in Afrika hatte ihr zunächst ohne Vorwarnung den Boden entzogen. Sie musste lernen, furchtlos zu verrichten, was sie nicht kannte, und zu gehen, wohin sie nie zuvor einen Fuß gesetzt hätte. Menschen erwarteten sie, die sie nicht verstand, deren Sprache oder Denken sich von nichts ableiten ließen, das ihr vertraut gewesen wäre. Allein das Blut auf dunkler Haut hatte sie immer von neuem erschreckt. Und die hellen samthäutigen Zungen, die sie ihr entgegenstreckten, wenn sie ihre Rachen sehen wollte, hatten sie immer wieder verwundert. Erschöpft war sie letzten Sommer nach fünf Jahren in Urlaub gefahren. Die Regenzeit hatte eingesetzt, der Fluss war bis zum Spital hinauf gestiegen. Für September plante sie ihre Rückkehr. Doch der Krieg schnitt ihr den Rückweg ab. Sie war im Spucknapf dieses Krieges angekommen und begegnete lauter Elend, wohin sie sah. Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder hatte eine wie sie gesucht, da war sie gerade auf den Skiern gewesen, der Himmel so blau, die Luft so frisch, das Herz so froh. Sie liebte den Fahrtwind, der ihr um die Ohren pff, liebte das Glitzern der Sonne im Schnee, das Knirschen der Bretter bei jedem Schwung und den weiß glitzernden Schweiß, der ihr dabei folgte. Der Reisebericht eines ihr Unbekannten, der die französischen Lager

besucht hatte, führte ihr vor Augen, was sie eigentlich tat, oder besser: nicht tat. Wie bin ich doch gedankenlos, hatte sie sich gesagt, freue mich am Leben und kümmere mich nicht um das Furchtbare jenseits der Grenze. Es durchfuhr sie, als wäre ein Schneeball gegen ihre Stirn geprallt. Sie musste da hin.

Am Rand einer steinstaubigen Straße, bloß einundzwanzig Kilometer südlich von Toulouse, traf sie sie. Mit Augen, die der Hunger geweitet hatte, von Myriaden von Läusen, Würmern und Pusteln an den abgemagerten Körpern geplagt, in ihren Nasen und Mündern die schorfigen Stellen. An den Beinen die Wunden, Anzeichen von Mangelernährung. Diese Kinder hatten kein Bleiberecht mehr, wohin sie auch kamen. Ihre Eltern Nummern in Internierungslagern, in Gefängnissen, in Ghettos oder auf der Flucht, schon tot oder verscharrt. Hatten nicht die Möglichkeit gehabt, ihre Kinder mitzunehmen, da die Visa nur für Erwachsene ohne Kinder ausgestellt wurden. Oder bei den Deportationen die Kinder zurückbleiben mussten. Die Eltern hatten geglaubt, sie vor dem Schlimmsten bewahren zu können, indem sie sie rechtzeitig einer wohltätigen Einrichtung in Belgien übergaben, die sich um sie kümmern würde, einer Organisation reicher Damen. Hitler war mittlerweile überall, kaum ein Ort war mehr sicher, kaum ein Versteck, es blieb für viele nur noch die Reise übers Meer. Nach Amerika, nach Palästina, Australien. Es gab Eltern, die ihren Kindern aus Sibirien ein Lebenszeichen schickten.

Es war ein verfrühter Frühlingstag im dritten Kriegsjahr, als der rote Sportwagen Marke Bugatti vor den schäbigen Ziegenstall in Seyre heraufauchte und viel Staub

aufwirbelte. Aus allen Himmelsrichtungen rannten die Kinder herbei, fuchtelten mit ihren mageren Armen und hießen das rote Auto misstrauisch willkommen. Sie trugen büschelweise Brennesseln in den Händen. Maurice Dubois, Leiter der Toulouser Filiale der SAK, der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder, öffnete die Türe auf der Fahrerseite, sprang heraus und eilte um den Wagen. Doch da war seine Mitfahrerin schon bei der rechten Tür ausgestiegen, und ihr Haarkranz leuchtete wie auf einem Heiligenbild. Aber die Kinder waren jüdisch, kannten keine Heiligenbilder und dachten sowieso manches anders. Sie umtanzten jetzt das glänzende Auto, begrüßten lebhaft den hochgewachsenen Blondschoopf in Knickerbockern, den sie schon kannten, begutachteten den Knoten am Hinterkopf der fremden Frau, ihren ratlosen Blick im redlichen Gesicht. Ahnten nicht, wie erschreckt die Frau von dem war, was sie hier sah.

Groß und breitschultrig stand sie an jenem denkwürdigen Tag auf dem steinigen Boden. Ums Weinen war ihr, Weinen aus Wut. Aber das sollte niemand merken. Weder Dubois, ihr Chef, noch diese Kinder. Worauf hatte sie sich eingelassen! Zurück von Afrika, hatte sie gedacht, bringt mich nichts mehr durcheinander. Jene Jahre haben mich völlig umgekremfelt. Mich, alles. Aber das hier ...

Es ist Krieg, wie sollte sie es vergessen haben, und sie erlebt ihn nicht zum ersten Mal. Letztes Mal war sie kaum geboren, aber sie hatte auf alten Fotos ihren Großvater in Soldatenuniform gesehen, die Großmutter daneben, versteckt unter einem jener gigantischen Hüte von damals, ganz in Schwarz hatte sie Abschied genommen, aufrecht, eine tapfere Soldatenfrau, die zu wissen glaubte, was sie

dem Vaterland schuldet, Stolz. Sie hatte über den Krieg reden gehört, abgerissene Sätze, die sie entsetzten. Im Glarner Tagblatt sah die kleine Rösi Bilder von Krüppeln, Geschützen und Paraden, Häusern in Flammen.

Und nun, dreißig Jahre später, grinste sie wieder das Antlitz des Krieges an, und sie fürchtete, dass dies hier ihr Können, trotz allem guten Willen, übersteigt. Was sie auf der Reise hierher gesehen hatte, war ein Abbild des herrschenden Weltelends. Und hier stand, hier stand sie nun. Vor einem baufälligen Stall ohne Fensterscheiben. Und wusste noch nicht einmal, wie die Kinder in dieser Behausung aus schmutzigrotem Mauerwerk, ohne Ofen und ohne warme Decken die Wintermonate zugebracht hatten, oder wie sie sie alle würde ernähren können. Die Deutschen im Norden Frankreichs fraßen der Bevölkerung im unbesetzten Süden die Kartoffeln, das Mehl, das Fleisch, die Eier weg, hatte Dubois erzählt.

Wieder einsteigen, dachte sie, nur fort hier, fort, mir dies nicht länger ansehen müssen. Die Jungen- und Mädchengesichter so furchtbar mager, manche grau, aus vielen Augen schaute der Ernst Erwachsener, und aus den meisten schoss ihr das Misstrauen von Gehetzten entgegen. Buben wie Mädchen trugen ihr Haar geschoren, mussten demnach von Läusen heimgesucht worden sein. An den steckendünnen Beinen eiterten Wunden, Gfrörni, mutmaßte Rose, hoffend, es möge keine ansteckende Krankheit sein. Und was ihr ganz unfassbar schien: das gute Benehmen dieser Vielzahl von Kindern aller Altersstufen.

Eine Frau und ein sehr junges Mädchen saßen an jenem Frühlingstag 1941 im Innern des Gebäudes vor einem Berg

Kartoffeln, trennten aus den Knollen heraus, was noch fürs Abendessen zu gebrauchen war. Die beiden sahen zu, wie die Schweizerin mit ihrem Landsmann draußen auf der Straße auf- und abging.

- Man hat ihnen ein Schloss in Aussicht gestellt, redete Dubois damals auf die Fremde ein, sie blieb ab und zu stehen, den Blick aus ihren hellen Augen prüfend auf ihn gerichtet, doch sie bewohnen immer noch diesen Ziegenstall, er wies zum langgezogenen Gebäude hinüber, in dem die Frauen das Essen rüsteten.

- Ja, sagte die Blonde, während der Wind ihren Mantel öffnete, so dass ihre leichte Pflegerinnentracht zum Vorschein kam, alles, was fliehen muss, will nach Frankreich. Sie schritt von neuem aus, mit festem, entschlossenem Gang, mit schwingenden Armen.

- Es soll inzwischen ein anderes Schloss gefunden worden sein, nicht wahr?, fragte sie.

- Man ist dabei, es herzurichten, sagte Dubois. Die Sechzehn- bis Siebzehnjährigen sind bereits dort und gehen einem Schreiner an die Hand, der Betten für die hundert Kinder, auch Tische und Bänke macht. Bettdecken werden genäht und Wände gestrichen. Im Schlosshof wollen sie eine Zisterne einrichten. Aber bitte, stellen Sie sich bloß keinen Palast vor.

- Das wird die Neue sein, die hier das Zepter übernehmen soll, flüsterte im Küchenwinkel des Ziegenstalls die Ältere der Jungen zu.

- Er sieht einfach hinreißend aus, entgegnete Inge, das junge Mädchen. Sie hatte Kartoffel, Messer und die

schmutzigen Hände auf den Tisch sinken lassen und sah unverwandt hinaus.

- Bin gespannt, wie Franks mit dieser Directrice zurechtkommen werden, meinte Flora, die andere.

- Er ist mindestens zwei Meter groß. Und schau, wie aufrecht er geht!

- In der Tat. Sehr aufrecht.

- Und wie elegant er sich kleidet! Wie einer vom Film.

- Ich habe schon lange keinen so gutgekleideten Mann mehr gesehen. Und sie, naja, ein erstaunliches Paar. Er und seine Schweizer Arbeitsgemeinschaft haben uns nun unter die Fittiche genommen. Darum muss jetzt eine der ihren hier zum Rechten sehen.

Sie verstummten. Rose betrat mit Dubois die dürftige Unterkunft. Sie hob den Fuß über die Schwelle, blieb stehen, musste sich erst an das Halbdunkel gewöhnen, ließ nachdenkliche Blicke herumschweifen. Vermochte auf dem Erdboden, dicht den Wänden entlang die mit Stroh bedeckten Bretter zu sehen, die nach und nach aus dem Halbdunkel sichtbar wurden. Vermutlich die Betten, dachte sie erschrocken. Hier ist dem Schmutz nicht Herr zu werden und der Tod nicht weit, stellte sie fest. Dann erblickte sie die Herdstelle. Große Waschkessel standen auf dem Feuer. Kochen sie etwa darin?, fragte sich Rose verzweifelt.

- Ich möchte Ihnen Rose Näf vorstellen, die neue Directrice, die eben zu uns gestoßen ist. Vor dem Krieg arbeitete sie in Lambarene bei Doktor Schweitzer, wandte sich Dubois an die Frauen.

Flora, die Ältere, legte ihr Werkzeug beiseite und versuchte, die Hände am Kleid abzuwischen. Sie stand auf und nickte dem Besuch zu. Ihr anmutiges Lächeln,

unverbindlich. Ihr Haar in einer schwungvollen Welle nach hinten gekämmt und am Hinterkopf festgesteckt, wie es die Mode den Frauen noch vor Kriegsausbruch diktiert hatte.

- Flora Schlesinger, sagte Dubois. Sie ist seit Beginn mit ihrem Mann und dem kleinen Pauli dabei. Sie werden die beiden bestimmt noch heute kennenlernen. Bereits im Brüsseler Kinderheim Général-Bernheim betreute Flora die Küche. Dann floh das ganze Heim samt Personal hierher ins unbesetzte Frankreich. Es ging alles sehr überstürzt, habe ich mir sagen lassen. Niemand konnte ahnen, dass der Zug unterwegs mehrmals für viele Stunden gestoppt werden würde, dass Bomben auf ihn fallen würden, ein Wagen ausbrennen und man erst nach einer Woche am Ziel eintreffen würde. Flora hatte jedoch vorgesorgt. Hatte für jedes Kind einen Reiseproviant vorbereitet von dem, was sie noch auftreiben konnte.

- Wie viele Kinder kamen mit Ihnen über die Grenze?, wandte er sich an Flora.

Bei diesen Worten standen Inge wieder das Gewühl und Geschrei auf dem Brüsseler Bahnhof vor Augen, wo sich Hunderte um die letzten Fahrkarten raufte, Püffe austeilten, Frauen mit Kindern einander an den Haaren rissen, ein paar vorandrängende Männer an den Joppen zurückzuzerren versuchten, sie sah die Aufschrift neben der Schiebetür ihres Waggons wieder, *Maximum zehn Pferde*, das Gedränge im Wageninnern. Die Kinder vom Home Général-Bernheim quetschten sich auf die eine Seite, um nicht mit jenen andern von der Heilsarmee in Berührung zu kommen. Die waren alle noch ziemlich klein, schätzungsweise fünf- bis zehnjährig, und sie rochen. Und bald fiel auf, dass sie sich unter ihren Lumpen überall kratzten. Einige weinten. Die stete Angst vor den Bomben

kam ihr wieder in den Sinn, und beim Rütteln, Stocken und erneuten Losfahren des Wagens ihr Wunsch, sie möchten getroffen werden. So hätte alles ein Ende gehabt. Das untröstliche Wimmern eines der Mädchen war wieder da, andere erbrachen sich. Die Leiterin des Home, Elka Frank, hatte damals, als ihr schien, die Flucht mit Flora und den Kindern sei in letzter Minute gelungen, und der Zug Brüssel hinter sich gelassen hatte, die Beherrschung verloren. Ungehalten hatte sie mit Fußstritten nach dem wimmernden Mädchen gezielt, bis sie, Inge, die Frau angeschrien hatte, damit aufzuhören.

- Seit Kriegsausbruch stießen immer mehr zu uns, antwortete Flora Schlesinger auf Dubois' Frage, bereits kurz vor Abreise kamen noch viele hinzu. Unterwegs schob man weitere Kinder in die Wagen. Just hundert zählte ich, als wir schließlich hier eintrafen. Das war keine gemütliche Ferienreise, Herr Dubois, man hatte längst den Überblick verloren.

Dubois schwatzte munter fort: Flora ist eine Meisterin im Erfinden von Speisen, selbst wenn es schier aussichtslos ist. Sie bäckt Kuchen ohne Eier, und sie schmecken. Sie braut Gemüsesuppe aus Disteln, und es schmeckt. Sie lässt die Kinder Brennesseln sammeln, und ihr Mann kocht Spinat daraus. Dabei müssen Sie wissen, jeden Krug Wasser muss er aus einem Brunnen pumpen, zwanzig Minuten von hier.

Rose war auf einmal erschöpft, was dachte der Mann sich nur mit seinen grässlichen Geschichten?

- Ihr Mann ist demnach auch hier?, wandte sie sich an Flora.

- Ernst ist mit ein paar Jungs ins Holz gegangen, lächelte diese und wies mit einer Kopfbewegung nach

draußen zum Gehölz, das nicht weit entfernt zu sehen war.

Um Dubois' Lobrede zu einem Ende zu bringen, reichte sie darauf der Neuen entschlossen die Hand. Zwei von der Arbeit rau gewordene Hände glitten ineinander, prüfend gingen die Blicke hin und her. Es standen sich eine Ehefrau und Mutter und eine Psychiatriefachfrau gegenüber. Die eine war staatenlos, hatte ein besetztes Land und die ganze Habe zurücklassen müssen, die andere, nie Ehefrau, nie Mutter geworden, besaß ein noch verschontes Land, in das sie jederzeit zurückkehren konnte. Keine sprach davon, es erzählten allein ihre Blicke und die Art, wie sie einander gegenüberstanden. Von der Sorge Floras um die tägliche Nahrung erzählten sie, vom Schicksal der Menschen, die hier hausten, und von der täglich wiederkehrenden Anstrengung, am Leben zu bleiben. Aber auch von der Entschlossenheit dazu. In Roses Blick lag immer noch der Schrecken über die Zustände in diesem Schuppen, auch die Erschöpfung und die Frage, ob sie der neuen Aufgabe gewachsen sei. In einem Aufruf hatte die Arbeitsgemeinschaft Freiwillige gesucht. Nach einer durchwachten Nacht in den Bergen hatte Rose sich gemeldet.

Welche der beiden Frauen sich der andern unterzuordnen habe, war fraglos geklärt. Und für Dubois gab es Dringenderes zu tun, als Rückschlüsse und Voraussagen zu wagen. Für Inge jedoch, die Rose und Flora still beobachtete, standen sie zueinander wie Zucker und Salz. Die Schlesinger in ihrer leicht übergewichtigen Erscheinung war für viele der Kinder schon in Belgien zu einer Stellvertreterin ihrer verlorenen Mütter geworden. Ihr vertrauten sie, ihr öffneten sie sich. Es gab Dinge, die sie ihr und nur ihr erzählen mochten. Und sie hörte

wirklich zu, sie war nicht wie andere Erwachsene, die vorgaben zuzuhören und dann antworteten sie nicht einmal. Flora Schlesinger fragte Tage nach einem Gespräch, ob der erwartete Brief nun gekommen sei, ob der Bruder, der im Lager so schrecklichen Hunger litt, wieder habe von sich hören lassen, ob das beantragte Visum für die Ausreise beim Vater eingetroffen sei. Sie konnte gar nichts anderes tun bei all diesen Nöten als zuhören und wieder zuhören und vielleicht ein Stück von der Schokoladeration abbrechen, sofern Schokolade vorhanden war, und es einem zuschieben.

- Und das ist Inge Joseph aus Darmstadt, unterbrach Dubois Inges Gedanken.

Das Mädchen hatte sich bereits erhoben und reichte Rose schüchtern die Hand. Es fiel ihr auf, wie kräftig die Fremde ihre Hand umfasste, einen Moment nur, doch es genügte, dass eine flüchtige Ahnung sie beschlich.

- Also aus Darmstadt, sagte die künftige Directrice.

- Sie habe Verwandte in Brüssel gehabt, entgegnete Inge. Die hätten sie im Home Général-Bernheim abgegeben.

- Gehabt?

- Bitte?

- Verwandte gehabt?, doppelte Rose nach.

Und dabei fühlte sie nichts als Widerwillen und den Wunsch davonzulaufen. Nur umkehren, rausgehen, weg von dieser elenden Unterkunft, weg von all den hungrigen Blicken. Tut mir leid, ich habe mich in der Adresse geirrt. Wie der dicke Nebel, der zu Hause manchmal über die Bergrücken kriecht, beschlich sie diese Misstimmung, sie fürchtete, jeden Augenblick die Kontrolle über dieses innere Biest zu verlieren. Von den zwei Frauen hier, die den

Schmutz nicht zu sehen schienen, konnte der Impuls zu fliehen nicht rühren, auch nicht von Dubois' Worten, dem Jammer überall, wie den klobigen Holzschuhen an den mageren Füßen der Kinder, den meist zu knappen Kleidern, den verfilzten Haaren, der krätzigen, grauen Haut, die sie aufwies, nein, ihnen konnte sie das Aufkommen ihrer inneren Gehässigkeit, die aufsteigende Übelkeit nicht anlasten. Aber woher dann kam sie?

- Sie sind nach Amerika ausgewandert, als die ersten Bomben auf Brüssel fielen, antwortete Inge auf die Frage der Fremden nach ihren Verwandten, und mehr würde sie nicht sagen. Nichts von Vati, der im Darmstädter Gefängnis saß, als Mutti sie nach Brüssel gebracht hatte. Und der zum Skelett abgemagert war, als sie ihn wiedersah. Nichts von Vaters Fabrik, die Konkurs gegangen war, nichts vom einst befreundeten Betriebsleiter, Mitglied bei der NSDAP, der dem Vater erst großzügig Geld geliehen und dann die Fabrik für ein Spottgeld übernommen hatte. Von Mutti, die das Haus an der Alicenstraße verkaufen musste, um dann bei Arierfamilien waschen zu gehen, nein, auch davon kein Wort, dass ihr jeder andere Beruf nicht erlaubt worden war. Immerhin war Mutti einst Stenotypistin gewesen.

Kellergeruch, Rose erkannte es plötzlich. Es war dieser Kellergeruch, der sie so ekelte. Er musste von dem Topf voller Knollen auf dem Tisch herrühren, der neben ihr und den zwei Frauen stand. Ein prüfender Blick bestätigte es ihr. Nun, dafür gab es eine Lösung, und sie bekam sich wieder unter Kontrolle. Rose war keine Person der Nettigkeiten und erklärte, diese Kartoffeln hier sähen nicht unbedingt einladend aus. Aber das würde sich ändern.

- Und wo, fuhr sie fort, wo bleibt euer Gemüse?

Inge gab zu verstehen, es sei noch früh im Jahr, die Bauern hätten noch nichts Grünes.

- Nun, war Roses Antwort, rechtzeitig angefangen, gäbe es bald Erbsen und Bohnen. Mit einem aufmunternden Kopfnicken versprach sie: Wir werden das in Angriff nehmen. Kennt sich jemand von euch mit Gartenbau aus? Sie sprach klar und überlegt, machte Pausen zwischen den Sätzen. Sie wollte, dass sich ihre kurze Rede einprägte. In dem Augenblick betrat ein Junge die Behausung.

- Da bist du ja, Pauli, mein Junge, sagte Flora in ihrem warmen Wienerisch, zog ihn an sich und herzte ihn, der Junge knickste wohlherzogen, seine Mutter zerzauste ihm das Haar. Pauli, unser Sohn, gab sie Rose lächelnd zu verstehen, während er sich in den hinteren Teil des Hauses davonmachte.

Schon kam auch Elka zurück, die mit einer Gruppe von Kindern auf Holzsuche gewesen war. Während sie ihre zusammengehaltene Schürze über dem Tisch ausschüttete, verkündete sie freudig: Ich habe jungen Salat gefunden.

Elka war eine dunkelhaarige junge Frau mit schönen vollen Gesichtszügen, denen man die Entbehrungen kaum ansah. Sie war kräftig gebaut, und auch sie trug ihr Haar modisch nach hinten gesteckt. Es war üppig und vom Durchstreifen des Unterholzes ziemlich zerzaust. Doch es stand ihr.

Nachdem Rose den einstigen Ziegenstall bei Seyre besichtigt und die Leute kennengelernt hatte, mit denen sie zusammenarbeiten würde, brachte Dubois sie ins nahegelegene Vallée de la Lèze. Sie fuhren durch das Felsental von Foix, wo hoch über dem Fluss eine Burg die Schlucht zu beschirmen schien. Die Burg und die

Kathedrale vollendeten das Bild eines mittelalterlichen Städtchens. Unterwegs zum Schloss La Hille, das südlich des Tals lag, erzählte er, viele Juden hätten ihre Kinder nicht länger den Demütigungen und der Angst aussetzen wollen. Andere waren in den Besitz eines Visums gekommen und konnten ausreisen. Aber es war ihnen nicht erlaubt, die Kinder mitzunehmen. Niemand hatte mit einem langen Krieg gerechnet. Man wollte, sobald es vorbei wäre, wiederkommen und die Kinder heimholen. Doch als der deutsche Reichspräsident fortfuhr, die Nachbarn zu überfallen, sei die Panik in Belgien unvorstellbar gewesen. Viele hätten sich, wie Inges Onkel und Tante, überstürzt davongemacht. Ein sehr betuchtes Ehepaar seien diese Verwandten gewesen, Elka, die Leiterin, habe das gleich erkannt. Er groß und kräftig, im eleganten Dreiteiler. Sie hübsch geschminkt und aufgedonnert. Dabei hätten sie bis zur Abreise regelmäßig Geld geschickt. Aber wie wir wissen ... Er brach ab, es hatte keinen Sinn, weiterzureden, immer wieder von den Tatsachen zu reden. Diese große forsche Blonde auf dem Nebensitz seines Cabriolets würde sich bald selber auskennen, die Ereignisse aber fassbar machen zu wollen, hatte er, Maurice Dubois, längst aufgegeben. Er hatte hier einen Auftrag zu erfüllen, hatte sich dieser Kinder angenommen und war entschlossen, sie durch diese unerfreulichen Zeiten zu bringen.

Sie passierten mehrere Ortschaften, bis jenseits der Landstraße hinter hohen Platanen das Schloss zu sehen war. Ob Dubois wisse, was dieser Name bedeute. Sie selber, scherzte Rose, vergreife sich immer mal wieder in der Sprache und bilde sich ein, es könnte vom englischen *the hill* herrühren. Aber das sei ja ganz was anderes. Man könne nicht die Sprachen nach Belieben

durcheinandermischen. Dubois amüsierte sich, Frankreich habe ja in der Tat mal zu England gehört, entgegnete er. Nicht diese Gegend zwar, aber man könne nie wissen, die Sprache sei eine farbige Angelegenheit.

- Sie leiht sich gerne hier und dort was aus, stimmte Rose zu, also vielleicht doch the hill. Ich werde gleich sehen, was es damit auf sich hat.

Es war seine Frau Ellen gewesen, die das Gebäude eines Tages beim Vorbeifahren entdeckt hatte. Allein Spinnen und Fledermäuse hausten darin. Seit Jahren müsse es schon vor sich hingebrockelt haben, schien es Ellen. Herrn de Dieu, dem Besitzer, gehörten noch weitere Landhäuser, er willigte daher ein, dieses hier günstig an Dubois' gemeinnützige Organisation zu vermieten. Das schlichte Steingebäude in der Form des Buchstabens L war mit Rissen durchsetzt und erstreckte sich über drei Stockwerke, rechnete man den Dachboden dazu. In den beiden Flügeln befand sich je ein Treppenhaus. Am Westflügel war die kleine Kapelle angebaut, die bald zum Schulzimmer gekürt werden würde. Eine Mauer aus unbehauenen Steinen, die Rose bis zur Brust reichte, zog sich um das Anwesen. Sie war in den Ecken mit vier Türmen ergänzt worden, von denen zwei bereits am Verfall waren. Der Nordturm prunkte mit einem hohen, spitzen Dach und einem riesigen Eingangstor samt Fallgitter, das von der Familie de Dieu einst aus Liebhaberei angebracht worden war.

- Meinetwegen, hat Monsieur de Dieu gesagt, können Sie das Anwesen haben. Aber Sie werden keinen Tisch, keinen Stuhl, keine Bank und kein Bett vorfinden, erzählte Maurice. Nun ist Alex Frank mit den ältesten Jungen und Mädchen dabei, das Haus instand zu stellen. Ich glaube, es

wird ganz wohnlich, sie haben angefangen, einen Brunnen zu graben, und verlegen elektrische Leitungen. Ich habe ihnen zwei spanische Migranten geschickt, von denen ich weiß, dass sie vom Schreinern etwas verstehen.

- Alex. Frank?

- Der bisherige Leiter. Elkas Ehemann. Er diente nach dem Überfall auf Belgien, als die Flucht der hundert Kinder begann, noch in der belgischen Luftwaffe. Er ist etwas über dreißig, wie Elka. Vor dem Krieg studierte er Landwirtschaft und lebte mit seiner Frau in einem Kibbuz. Wochen, nachdem Belgien besetzt und die Armee aufgelöst war, tauchte Alex im Ziegenstall von Seyre auf. Wie die Kinder, die Sie betreuen werden, war bisher die gesamte Leitung des Heims jüdisch.

- Haben sie auch ihre Kinder dabei?

- Sie sind kinderlos.

Als Rose die notdürftig bestückte Schreinerei von La Hille betrat, standen Tische und Stühle herum, die einen zur Hälfte fertiggestellt, die andern schon geschliffen. Zahlreiche Bettgestelle waren im Entstehen. Große Buben sägten und hobelten, hantierten mit Nägeln und Schrauben. Der etwas ältere Brillenträger in der Ecke im Hintergrund, der gerade ein Tischbein oder etwas Ähnliches montierte, musste einer der Flüchtlinge aus dem Spanienkrieg sein. Die Jungs arbeiteten mit Hingabe, einer trug sogar eine Schürze, ein anderer hatte sich einen Bleistift hinters Ohr geklemmt. Hobelspanlocken hingen über einer Werkbank, Sägen und Skizzen an der Wand. Bretter standen oder lagen herum, es roch nach Sägemehl und Bubenschweiß, ohne Unterbruch ging das monotone Hin und Her von Metallzähnen, die sich durch Holz fraßen.